

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 26.

Vierter Jahrgang.

30. Juni 1860.

Mitternacht im Walde.

Um breitet die thauige Hülle
Die schwüle, bethörende Nacht,
Und flüsternde Geister in Fülle
Sind zwischen den Bäumen erwacht.

Wie loden die glänzenden Rosen,
Sich wiegend auf schauernder Fluth!
Die Strahlen des Mondes umfosen
Sie flimmernd mit kisterner Gluth.

Es wandern die irdenden Lichter,
Es faßt dich wie kispelnder Hauch;
Wie stumme, verblaßte Gesichter
So starrt es hervor aus dem Strauch.

Die Märchen der Kindheit umschlingen
Wie Fesseln den bebenden Fuß; —
Schon hör' ich ein Singen und Klängen —
Das ist der Verzauberten Gruß!

Gottlob! die gefährliche Stunde
Vollendet den hastigen Lauf,
Und donnernd verschließen im Rande
Die zaudrischen Gärten sich d'rauf.

Die Wolken, die frühen, entreißen
Der Erde des Mondes Gluth,
Die Wasserrosen, die weißen,
Sich wiegen auf einsamer Fluth.

Reubard Eudulat.

Eine Pittschrift an den allerhöchsten Herrn Johannes.

Aus den Memoiren eines alten Alpenwanderers.

Es war an einem Nachmittage im Spätsommer des Jahres 1812, als vier Männer aus dem Thore der altherwürdigen Abtei Admont schritten und den Weg nördlich in den Eplinggraben einschlugen. Sie waren sämmtlich in Jägertracht gekleidet, bewaffnet mit Büchse und Waidmesser, führten Steigeisen und Griesbeil mit, und ihnen folgte ein rüstiger Nelspler als Träger der mit Mundvorrath und den Wettermänteln bepakteten Kreinze. Der Zug galt einem Nachtlager auf den Alpen, um mit dem nächsten Morgengrauen die flüchtigen Gemsen auf ihren Felsenrevieren auf dem hohen Natterriegel zu beschleichen und zu fällen.

Drei von den Schützen waren Gäste des Stiftes Admont. Der hochwürdigste Herr Abt Gotthard Kugelmayr begleitete dieselben bis an das Thor des Stiftes und erteilte ihrem Führer, dem wackern Alpenjäger des Stiftes, Josef Redlinger, die letzten Befehle, in Allem auf das Beste für die Herren zu sorgen.

Somit zogen denn die Männer thaleinwärts in den romantischen Graben und erreichten in einem Stündchen die Gebirgsweiler Ober- und Unterhall. Die Gehöfte derselben liegen weit verstreut im Graben und an den Höhen, nur fünf Häuser sind um die Pfarrkirche zum heiligen Kreuz in Unterhall gruppiert. Die Wanderer zogen vorwärts zur Schwarzbacher Mühle und hatten sich nun dem Thalschlusse genähert.

Dort thürmt in den kühnsten Formen die große Kalkalpenkette sich auf, den Gränzwall bildend zwischen Oesterreich und Steiermark. In einem riesigen Halbkreis von West über Nord nach Ost ziehend ragen dort in den wilden, zerissenen Klippenbildungen der Kalkgebirge, die Wände der Pyrgosmauer, des Scheiblingsteines, der Bärenformauer, und des Natterriegels, sämmtlich zwischen 6- bis 7000 Seehöhe messend, in die Lüfte. Sie bilden ein Felsenamphitheater von ergreifender Großartigkeit. Zu ihren Füßen liegen walddige Voralpen, der Plösch, der Leichenberg u. a. m.

Hier ist ein Hauptschauplatz der steiermärkischen Mythen- und Sagenwelt, und dieser einfache Alpenwinkel steht darin dem Pilatus und dem Berner Oberlande in der Schweiz nicht nach. Drachen und Lindwürmer haufen, den Erzählungen der greisen Nelspler nach, in den schauerlichen Felsenwüsten dieses wilden Alpenzuges. Noch zeigen alte Hirten in tiefen Felsenklüften die alten Drachengebeine, noch horcht schaudernd die Gruppe der Weiber und Kinder in dem einsamen Alpengehöfte dem schrecklichen Heulen der Drachen bei bösem Wetter, wenn Regengüsse und Hagelschläge prasselnd auf das Hüttendach schlagen. Tief in dem unzugänglichen Kessel und Korn haufen die schrecklichen Ungethüme. Noch zeigt man dem Wanderer gläubig die Stelle, wo in grauer Urzeit ein Lindwurm hervorgekrochen ins Thal und sich dem Gesäuse zugewälzt habe. Er habe es indessen nicht erreicht, sondern sei in dem großen Felde des heutigen Schrökenhofes bei Weng todt liegen geblieben. Unter seinen ungeheuren Rippengebeinen konnten 18 Kühe Schirm bei Hagel und Regen finden. An der Ringmauer des Stiftes Admont

zeigt sich eine uralte Skulptur, einen Löwen mit einem Kinde darstellend. Die Volkssage bezeichnet diesen Stein als ein Gedenkmal an ein Ungeheuer, welches vor Gründung des Stiftes hier gehaust, und alle Kinder, die es rauben konnte, auffraß. In den stillen öden Felsenklüften dieser höchst romantischen Alpenkette zeigt der Nelspler auch den nächsten Lammplatz der Elfen und Onomen. Bei Mondenschein schwingen sie sich im gespenstischen Reigen um die Felsenwände des Värenfors, welches dadurch auch im Volksmunde den Namen des „Sexenthurms“ erhalten hat. Der Natterriegel ist als Sammelplatz riesiger, giftvoller Schlangenbrut verrufen.

Die Mittheilungen dieser Sagen und Märchen durch den Jäger Redlinger unterhielten die rüstig die steilen Alpensteige hinanklimmenden Wanderer in solchem Maße, daß sie darüber kaum bemerkten, wie ungünstig verändert sich das Wetter gestaltet habe. Mächtiger, als es nach der Abendstunde angezeigt erschien, begann es zu dunkeln. Vor zwei Stunden hatten die Jäger das Stift verlassen, noch zwei Stunden hatten sie nöthig, das Plateau der Alpen zu gewinnen und die Sennhütten zu erreichen, in denen sie zu übernachten gesonnen waren.

Der Himmel, noch vor zwei Stunden hell und klar, hatte sich nun mit grauen und schwarzen Wolken verhüllt. Vom Todtengebirg und Hochpyriel her peitschte ein immer heftiger werdender Sturm das dunkle Gewölke herüber. Schon erhoben sich, wie bleiche Geistergestalten, die Nebel an den Wänden des Hochgebirges. Sichtlich war der Ausbruch eines Gewitters nahe. Es war 7 Uhr Abends. Die Männer beriethen, was zu thun. Entgehen konnte man dem Ausbruche schwerlich, mochte man umkehren oder vorwärts gehen. Man entschloß sich also zum letzteren, und hoffte es vielleicht durch angestrengte Eile doch zu ermöglichen, die Alpenhütten vor dem völligen Ausbruch des Unwetters zu erreichen.

Noch eine starke halbe Stunde stiegen sie rüstig aufwärts, aber nun senkte sich immer rascher das Dunkel nieder, in Grauen erregenden Tönen heulte der Sturm, sich an den Klüften brechend; sahle Blitze zuckten und der Donner rollte gleich den Entladungen des schwersten Geschüzes. Das Uebelste aber war, daß der Nebel in solcher Nacht aufstauete, daß selbst auf die Weite eines einzigen Schrittes Terrain nicht mehr zu sehen war. Unter solchen Umständen wäre jedes Weiterschreiten lebensgefährlich geworden. Die fünf Männer umschlangen sich mit ihren Armen, um dem Sturme zu stehen, und ließen so, festgebannt an dieser Stelle, den ganzen Ausbruch des Gewitters über sich hinziehen. Ein wolkenbruchähnlicher Regen mit Schlossen ergoß sich über sie. Geblendet von den unaufhörlich den Nebel durchkreuzenden Blitzstrahlen, fast betäubt von dem furchtbaren, durch das Echo verstärkten Brüllen des Donners, umheult vom Sturme, stand die Gruppe fest und unentmuthigt. Man sah es wohl, es waren keine Neulinge im Bestehen solcher Abenteuer.

Eine halbe Stunde war verstrichen, und die Wuth des Ungeitters hatte sich erschöpft. Der Aufruhr der Elemente legte sich, die Nebel zogen zwar in dichtgeballten Massen noch an den Gebirgen hin, doch gestatteten sie bereits den Treiblick auf das nächste Terrain auf 100 bis 150 Schritte.

„Jetzt können wir schon weiter gehen, jetzt finde ich den Weg schon,“ so rief der Jäger, „dort taucht schon aus dem Nebel der Falkenfor heraus, wir haben kaum eine halbe Stunde mehr zur Moser-Alpenhütte. Dort finden wir treffliche Unterkunft. Die Hütte ist groß, hat eine gedielte Stube, und die Mosertochter, die dort die Uunwirtschaft besorgt, ist gar ein braves, rühriges Mädel!“

Man sah nach der Uhr, es war halb Neun. Rüstig schritten die Männer vorwärts, und der Jäger hielt sein Wort. Trotz der zunehmenden Dunkelheit des Abends und von den kreisenden Nebelmassen nicht einen Augenblick beirrt in dem Einhalten der rechten Steige in diesen Felsenlabyrinthen, führte er die Gesellschaft in einer halben Stunde auf das Plateau der Alpenkette, und kurz nach neun Uhr standen sie an der Moserhütte.

Sie war verschlossen. Da man aber wußte, sie sei bewohnt, so pochte einer der Herren kräftig an die Thüre und bald regte es sich auch im Innern der Hütte, und die Stimme der Sennerin ließ sich vernehmen. „Wer ist's? Was wollt Ihr?“ so rief sie, ohne zu öffnen.

„Mach' auf,“ sprach der Herr, „Schützen sind wir, und wollen hier übernachten!“

„Ich mach' nit auf,“ war die Antwort, „ich traun nicht! Streift jetzt allerhand Gesindel herum; könnt's auch Raubschützen sein! Aber ich brauch' mich nicht zu fürchten. Mit Gewalt richtet Ihr Nichts aus. Liegen eiff Hütten da herum, und wann ich's Glöckel auf'n Thürmel meiner Hütten läute, sein in zehn Minuten Halter und Knechte da, die werden Euch schon vertreiben!“

Die Schützen sahen einander lachend an; der Jäger trat jetzt vor und klopfte an. Dabei rief er mit lauter Stimme: „Gilly, kennst mich denn nit? Ich bin's, der Stiftsjäger, der Redlinger Seppel? die Herren bei mir sein vornehme Schützen, Gäst' vom gnädigen Herru Prälaten. Uns hat 's Wetter erwischt, d'rum mach' nur g'schwind auf.“

„Ah! Du bist's, Seppel,“ klang nun die Antwort. „Das ist was Andres.“

Nach einigen Augenblicken knarrten die Riegel, die Thüre öffnete sich, und den flammenden Kienspan als Leuchte in der Hand, begrüßte die schamucke Dirne mit freundlichem Knix und neugierigen Blicken die vom Regen triefenden Ankömmlinge.

Der oben erwähnte Schütze, welcher überhaupt eine besondere Autorität bei den Andern zu genießen schien, rief den Jäger zu sich, und sagte ihm einige Worte in das Ohr, wobei er den Finger an den Mund legte. Redlinger vernahm diese Weisung mit einem stummen Wackling.

Bald ward es nun laut und lebendig in der Hütte. Mit geschäftigen Händen hatte Gilly Feuer gemacht. Hoch

loberte die Flaume am wirthlichen Herd, um welchen sich die Schützen nun gruppirt. Die triefenden Wettermäntel waren abgeworfen und über dem Herde zum Trocknen aufgehängt. Die Mundvorräthe (kalter Braten und guter Wein) wurden ausgepackt, und Gilly machte sich daran, eine warme Suppe zu kochen. Die Schützen waren jetzt, nach dem überstandenen Abenteuer, in der heitersten Stimmung, um so mehr, als das Wetter sich aufzuheitern begann, die Nebel aufwärts zogen, schon hie und da Sterne am Himmel funkelten, und somit Alles einen hellen Morgen und gute Jagd hoffen ließ.

Die Sennerin allein theilte diese fröhliche Stimmung nicht. Sie blieb schweigsam und ernst, und unverkennbar belästete tiefer Kummer ihr Herz. Als sie nun, nachdem sie eine Zeitlang an der Hüttenthüre gestanden und in das Freie geschaut hatte, mit Thränen in den Augen wieder an den Herd zurückkehrte, sprach der Jäger zu ihr: „Aber, Gilly, was ist's denn mit Dir? Ich hab' den Herren so viel erzählt von Deinem guten Humor, und wie Du so schön singen und jodeln kannst, und jetzt gehst Du herum, sprichst kein Wort und weinst! Was ist Dir denn geschehen?“

Die Dirne erwiderte: „Das solltest Du mich am wenigsten fragen! Weißt Du nicht, daß seit vorgestern die Rekruten gestellt werden mußten, und daß mein Bräutigam, der Hofbauer-Pub, Soldat werden muß! Er hat gestern von mir Abschied genommen, — denn er muß gleich fort, in den Krieg, gar nach Polen, oder Rußland, wie ich höre, und mein Lebtag werd' ich ihn nicht mehr zu sehen kriegen.“ Der Schmerz überwältigte das arme Mädchen, und sie brach in lautes Weinen aus. Die Schützen waren aufgestanden von dem Herde, sie traten an das Mädchen heran und suchten sie mit der herzlichsten Theilnahme zu trösten. Als sie wieder einige Fassung gewonnen hatte, legte sie beide Hände auf die Schultern des Jägers, und sprach: „Daß Du gerade heute heraus gekommen bist auf die Alm ist gewiß eine Schickung Gottes. Schau, ich hab' heut die ganze Nacht geweint und inbrünstig die Mutter Gottes und meine heilige Namenspatronin angefleht, sie möchten fürbitten, daß unser Herrgott sich meiner erbarmt! Da ist mir ein Gedanken gekommen, als wäre er mir von Gott eingegeben. Sag' mir, Soppel, ist's wahr, ist der Prinz Johann unten im Crift?“

„Ja freilich ist das wahr,“ antwortete der Jäger. „O, mein Gott,“ rief die Sennerin, „der könnt' mir freilich helfen! Und er ist ja so herzensgut und hilft allen armen Leuten so gern! Was meinst Du denn, Soppel, wenn ich ihm einen Fußfall machte, und ihn bitten thät' meinen Andres frei zu machen! Ihn kostet Das ja gewiß nur ein Wort!“

(Schluß folgt.)

Das Quecksilberbergwerk Idria

von seinem Beginne bis zur Gegenwart.

Geschichtlich dargestellt von Peter Hisinger,

Dechant und Pfarrer zu Adelsberg.

(Fortsetzung.)

So reich und ergiebig als sich das Idrianer Bergwerk im Anfang herstellte, die Lage der Gewerke war nicht immer glänzend. Die Betriebskosten des Baues erforderten bedeutende Summen, welche mehrmals durch Aufnahme von Darlehen gedeckt werden mußten; dabei waren die Zinsen

nicht gering; eine Schuldschrift vom Jahre 1534 nennt achtprozentige Interessen. Der Handel mit dem gewonnenen Materiale ging nicht immer von Statten, und im Verkaufsfalle war der Preis gering, wie es oben angeführt worden. Oft war auch der schon abgemachte Handel mit Verlusten verbunden; es verblieben große Zahlungsrückstände, wie bei Hofstetter in Augsburg, bei Baumgartner in Salzburg, und langwierige Prozesse, die in der Ferne geführt werden mußten, konnten die Forderungen nicht zur Ausgleichung bringen, wie die Schriften von den Jahren 1523 und 1529 darthun. Die Frohne mit dem 10. Pfennig mußte an den Landesfürsten abgeführt werden; sie betrug im Durchschnitte 1000 fl. jährlich, wie es schon eine Schrift vom Jahre 1516 andeutet. Ueberdies mußten wegen der fortwährenden Kriegsbedürfnisse häufig Darlehen an den Landesfürsten gemacht werden; noch vor dem Jahre 1516 hatten die Gewerke von St. Ulrichen auf solche Weise dem Kaiser Maximilian 32.000 fl. beigetragen; im Jahre 1523 kommt eine Summe von 40.000 fl. vor, welche die Gewerke von Idria dem Erzherzog Ferdinand I. dargeliehen hatten. Dafür versicherte dieser dieselben auf die Auflage zu Raibach, Canale und Tarvis, ließ ihnen auch Quecksilber und Zinnober dafür ausfolgen, wie es aus Schriften vom Jahre 1525 hervorgeht.

Mit der Zunahme des Bergwerkes hatte sich die Zahl der Arbeiter, Erzthauer und Knappen zusehends vergrößert; das vorhin einsame Thal war plötzlich zu einer bedeutenden Ortschaft geworden, indem die Aussicht auf Verdienst Leute von verschiedenen Seiten, neben Slaven auch sehr viele Deutsche aus Kärnten und Salzburg heranzog, daher sich für den neuen Ort der Name Deutsch-Idria, im Gegensatz zum slavischen Unter-Idria bildete. Die Arbeit wurde gewöhnlich auf Taglohn vergeben; dieser war verschieden je nach Art der Arbeit; die Höhe desselben in der ersten Zeit läßt sich jedoch nicht erheben. Es wurde aber auch viel Arbeit auf Geding gemacht, das ist, gegen eine gewisse Summe, welche für die Erzeugung eines Zentners Quecksilber überhaupt bedungen wurde. Die Arbeiter auf Geding hießen Lehenhauer, jene auf Taglohn überhaupt Hauer. Ueberdies findet man bereits in Schriften von den Jahren 1523 und 1531 Andeutungen, daß von den Gewerken dafür gesorgt wurde, den Arbeitern Vorräthe von Getreide und billiges Fleisch im Orte zu verschaffen. Doch mußten die Knappen oft den schwierigen Stand der Gewerke mitempfunden; Klagen wegen Rückständen der verdienten Löhnung findet man bereits in Schriften von den Jahren 1530 und 1531.

Nach Allem, was bisher berichtet worden, darf es nicht übersehen werden, wie für das geistliche Bedürfnis der schnell angewachsenen Bevölkerung der neuen Ortschaft frühzeitig gesorgt wurde. Nach der bei Vasavor vorkommenden Erzählung war eine Kapelle für die Knappen zuerst an der Stelle errichtet, wo sodann das Schloß gebaut wurde. Statt dieser Kapelle wurde bald eine größere Kirche in gotischer Form aufgeführt, und zwar an jener Stelle, wo das Quecksilber zuerst aufgefunden wurde, am Fuße des Rosenberges. Es war die der heil. Dreieinigkeit geweihte Kirche; eine Schrift vom Jahre 1531 spricht bereits von derselben. Man findet auch schon im Jahre 1522 einen eigenen Kaplan für die Gewerkschaft aufgestellt, nämlich Bartholomäus Singer, wie dieß aus einer vom Jahre 1535 datirten Schrift erhellet, worin derselbe die Herren von der Gewerkschaft ersucht, ihm bei seiner Ueberführung auf die Pfarre Welde eine Vergütung für dreizehnjährige Dienste und gemachte Auslagen anzuweisen zu wollen. Die Wohnung des

Kaplan's befand sich ursprünglich neben der vorbenannten Kirche; daselbst war in früherer Zeit auch die Begräbnisstätte für die Knappenschaft. Die Kaplanei des Bergwerkes Idria war aus dem Bereiche der Kaplanei und nachmaligen Pfarre Unteridria ausgeschieden und blieb übrigens von derselben fortwährend inselartig umgeben. Der Bergwerkskaplan stand noch durch eine Folge von Jahren in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Seelsorger von Unteridria, und mochte wohl die Trauen und die Begräbnisse selbst verrichten, mußte jedoch die Trauungen diesem überlassen.

Endlich wurde für das Bergwerk bald in den ersten Jahren seines Bestehens auch nach einer andern Seite hin Vorsorge getroffen. Es wurde an der erhabensten Stelle des Thalgrundes ein festes Schloß unter dem Namen Gewerkenegg erbaut, das an den Ecken mit Thürmen versehen, mit Wall und Graben umgeben und theilweise mit einer besondern Mauer geschützt war. Es diente zur Aufbewahrung des gewonnenen Quecksilbers und Zinnober's, vorzüglich aber zum Schutze gegen etwaige feindliche Ueberfälle; denn solche hatte man einerseits von den Venetianern, die mit dem Kaiser oft im Kriege begriffen waren, andererseits von den Türken, welche häufig über Ljutsch und Adelsberg Streifzüge machten, mehr oder weniger zu befürchten. Als die Zeit der Erbauung dieser festen Burg gibt eine am Hauptthore an der Westseite angebrachte Zahl das Jahr 1525 an; genauere Andeutungen in Schriften aus den Jahren 1528 und 1531 lassen ersehen, daß der Bau vom Jahre 1520 bis zum Jahre 1528 aufgeführt, und sodann bis zum Jahre 1531 die Gemölbe hergestellt und mit Lehm verschlagen worden; die St. Athanasius-Kapelle scheint später hergestellt worden zu sein. An einem besondern, an der Ostseite der Burg befindlichen Eingange ist ein Wappen in Stein angebracht, das in vier Felder getheilt, oberhalb links und unterhalb rechts einen Löwen, in den andern zwei Abtheilungen je drei Querbalken darstellt und überdies ein Mittelschildchen mit einem Querbalken enthält, zu oberst aber mit einer gekrönten Spizhaube, aus welcher Straußenfedern hervorgehen, bedeckt ist. Man hat in dem Löwen ehemals das venetianische Wappen erkennen und daraus schließen wollen, daß die Venetianer zur Zeit ihres feindlichen Aufenthaltes den Bau des festen Schlosses begonnen hätten. Allein das beschriebene Bildniß stellt nach des Dr. Volpi Erklärung nur das Wappen der Grafschaft Görz, verbunden mit dem erzhertzoglich österreichischen Wappen, vor, wie solches seit Kaiser Maximilian I., welcher die Grafschaft nach dem Tode des letzten Grafen Leonhard im Jahre 1500 ererbt hatte, häufig vorkommt. Es ist das angeführte Wappen im Schlosse zu Idria eben ein Zeichen, daß das Bergwerk zu jener Zeit zur Grafschaft Görz gerechnet, übrigens dem österreichischen Hause unterthänig gewesen sei.

Im weitern Verfolge der Geschichte des Bergwerkes Idria ist im Andenken zu behalten, daß dem Landesfürsten fortwährend der größere Antheil an den Quecksilbererguben zugehörte. Daher erklärt sich auch die besondere Fürsorge, welche der Erzherzog Ferdinand I. dem Bergwerke zu jeder Zeit angedeihen ließ. Bei seinem im Jahre 1564 erfolgten Tode vermachte er seinen Antheil dem jüngsten Sohne, dem Erzherzoge Carl, indem er demselben ganz Innerösterreich als Erbe zuwies. Die Größe des erzhertzoglichen Antheils, im Vergleiche zu jenem der Privatgesellschaften, dürfte eine bei Hurter in seiner „Geschichte Ferdinand II.“ stehende Angabe erkennen lassen; von einer Summe von 350.000 fl., welche zu Folge eines im Jahre 1566

geschlossenen Lieferungs-Vertrages für Quecksilber eingegangen war, kamen nämlich den Privatgewerken nur 122.060 fl. zu, während der erzhertzoglichen Kammer fast der doppelte Betrag mit 237.940 fl. zufließ.

Neben dem landesfürstlichen Baue bestanden auch fernerhin die zwei Gewerkschaften von St. Achaz und St. Kathrein; nur wechselten theils durch Vererbung, theils im Verkaufswege die Besitzer der einzelnen Bergwerksanteile oder Kure.

Zur Verwaltung und Leitung des Bergbaues von Idria war noch im Jahre 1534 bei jeder Gewerkschaft ein eigener Verweser bestellt, nämlich Barthol Cancelli für St. Achaz, und Wilhelm Koschen für St. Kathrein, während der Fürstenbau vom Bergrichter beaufsichtigt wurde. In der Folge erscheint nur ein Verweser mit der Leitung des ganzen Bergwerkes betraut, und zwar Wilhelm Kasp im Jahre 1536, Urban Einshörn im Jahre 1556 und Georg Komar im Jahre 1566; dem Verweser stand übrigens ein Buchhalter zur Seite. Uebrigens war das Bergwerk Idria, gleichwie andere Bergwerke Innerösterreichs, in Bezug auf das Bergwesen dem Oberberggerichtsamt zu Oberveßlach in Kärnten untergeordnet; daselbst waren auch die älteren Schriften und Urkunden, welche das Bergwerk Idria betreffen, in früherer Zeit aufbewahrt, und dieselben sind erst seit nicht vielen Jahren in das hierortige Archiv übertragen worden. Als der König Ferdinand I. am 1. Mai 1553 eine eigene Bergordnung für die innerösterreichischen Länder bekannt gemacht hatte, wurde dieselbe auch auf das Bergwerk Idria ausgedehnt. Dagegen unterstand die Ortschaft Idria sammt ihrer Umgebung in jeder andern Beziehung der Gerichtsbarkeit der Hauptmannschaft Tolmein.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Moden.

Phrygien erfand die Stickerie. Den Chaldäern verdanken wir die Ringe, den Afiaten die Schminke. Armbänder und falsche Zähne stammen aus dem Alterthume. Die Schawls schreiben sich von den Griechinnen her. Der Arzt Gordon war der Erste, der im Jahre 1280 eine Brille auf die Nase setzte. Erst seit dem 18. Jahrhundert ist das häufige Wäschewechseln gang und gäbe. Von 1534 an fabricirte England Seife. Die Königin von England trug die ersten gestickten Strümpfe; anfangs waren die Strümpfe von Tuch. Der älteste Filzhut ist der, den König Karl VII. von Frankreich bei seinem Einzuge in Rom (1424) trug. Im 16. Jahrhundert wurden die schwarzen Hüte Mode. Bei den alten Deutschen war es bei Strafe verboten, einen weißen oder gelben Hut zu tragen. Im 14. Jahrhundert hatten die Schuhe mit Schnäbeln ein bestimmtes Maß nach dem Range desjenigen, der sie trug; die Schuhe fürstlicher Personen waren bis 3 Fuß, die eines Barons 2 Fuß, die der minderen Edelleute 1½ Fuß lang. Die Bärte gehören in neuester Zeit bei uns zu den Modebedürfnissen, während in China kein Mann vor dem 40. Jahre einen Schnurrbart und vor dem 50. Jahre einen Vollbart trägt.